

UniJournal

03
14

www.uni-hildesheim.de

September | Oktober 2014

Ankommen



Die Universität heißt alle Erstsemester herzlich willkommen. Informationsrecherche in der Bibliothek, Texte schreiben und Auslandsaufenthalte planen. Wer beim Zurechtfinden hilft: Seite 3. Wie sich Studienanfänger an der Uni engagieren, berichtet Max Engelking auf Seite 4.

Junge Regie



Nach der Produktion ist davor: Nachdem Marten Fliegel mit fünf weiteren Studierenden den wichtigsten Preis für junge Regisseure erhalten hat, steht nun eine Produktion über Pflegeberufe und Fürsorge an. Mehr über die Reisen des Regienachwuchses auf Seite 4

Gleiche Chancen?



Wege in die Wissenschaft: Die Zeit nach der Promotion fordert viel Eigeninitiative. Die berufliche Laufbahn ist kaum gesichert. Forscher haben erstmals bundesweit die Lebenslagen von »Postdocs« untersucht und wer sie wie fördert – Ergebnisse auf Seite 4.

Wortwörtlich



Wie viele Seiten wohl täglich in Hildesheim verfasst werden? Eine neue Serie gibt Einblicke in wissenschaftliche Publikationen. Diesmal: Aufwachsen in der Großstadt, in Institutionen und außerhalb der Heimat – die Geschichte der Kindheit. Wortwörtlich auf Seite 3.

Kulturpolitik: Musik hören, um Identität zu erhalten

Rolle von Kultur in Konflikten

Welche Rolle Künstler in Konflikten einnehmen und wie Dokumentarfilmer, Graffiti-Künstler, Schauspieler und Autoren in politischen Umbrüchen arbeiten, untersucht eine Forschergruppe an der Universität Hildesheim. Im Herbst richten sie den Weltkongress für Kulturpolitikforschung aus.



Die Forscher am UNESCO-Lehrstuhl »Cultural Policy for the Arts in Development« (Kulturpolitik für die Künste innerhalb gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse) – der jüngste von nur zehn in Deutschland – arbeiten mit Künstlern aus Ländern wie Algerien, Ägypten, Jemen, Jordanien, Libanon, Libyen, Mauretanien, Marokko, Syrien und Tunesien zusammen und bilden Künstler im Bereich Kulturpolitik und Kulturmanagement in arabischen Ländern fort. Darunter sind Mitglieder der »Arab Cultural Policy Group«, die auch an der Konferenz teilnehmen. »Die politischen Umwälzungen seit 2011 haben in den meisten Ländern Nordafrikas und des Nahen Ostens dazu geführt, dass über kulturpolitische Rahmenbedingungen, die Freiheit der Künste und die Verbindung von Kulturszene und gesellschaftspolitischer Gestaltung neu nachgedacht wird«, sagt Kulturpolitikprofessor Wolfgang Schneider. Dies geschieht gerade außerhalb von Regierungsinstitutionen durch Akteure der Zivilgesellschaft. »Seit dem ersten Tag der Revolution waren Künstler dort draußen, in Tahrir Square, Bourguiba Street, Sahat al-Taghyir und den anderen ikonischen Orten des Aufstands. Die meisten Künstler waren zuvor dem großen Publikum unbekannt. Sie waren keine Stars der kommerziellen Filmindustrie und sie wurden von Arbeit, Medienauftritten und Reisen ausgeschlossen, die das Kulturministerium so lange nur einem bestimmten Teil der Kunstszene ermöglichte«, sagt Basma El-Husseiny vom ägyptischen Kulturforschungsinstitut Al Mawred Al Thaqafy.

»Die Situation ist schizophren, während heftige Kämpfe in Syrien stattfinden, laufen die Oper und das Orchester in Damascus«, sagt Jumana Al-Yasiri, syrische Künstlerin. Sie forscht über das Verhältnis von Kunst und Politik in Syrien, lebt derzeit in Frankreich und nahm an einem Forschungsatelier des Hildesheimer UNESCO-Lehrstuhls teil. »Künstler, die in Syrien geblieben und gegen das Regime sind, werden beobachtet, gefoltert oder stecken in Haft. Die meisten Künstler, die nun im Ausland leben, haben wirkliche Schwierigkeiten in ihren Aufnahmelandern zu arbeiten, etwa weil sie die Sprache nicht sprechen und die Produktionsbedingungen nicht kennen. Syrische Musik und Literatur zu hören und zu lesen, ist für viele Menschen, die Syrien verlassen müssen, ein Weg um ihre Identität zu erhalten.« Mittlerweile werden soziale Online-Netzwerke zu den wichtigen öffentlichen Plätzen für den Ausdruck der eigenen Meinung. »Video und Audio-Künstler verbreiten ihre Werke über Facebook und Youtube. Ich würde sagen, das Internet ist die dominante gegenwärtige Plattform für syrische Künstler. So entstand etwa ein virtuelles Archiv der syrischen Revolution mit Literatur, Audios, Karikaturen, Graffiti, Theater und Musikbeiträgen«, sagt Al-Yasiri. Die Künste hätten in Syrien zurzeit nicht die Priorität, wie sie einen Stellenwert in Deutschland einnehmen. »Es finden heftige Kämpfe statt. Aber die Künste sind ein Antreiber, die syrische Kunstszene boomt. Es ist ein Weg, um die Katastrophe zu überleben, Erinnerung zu bewahren, Hoffnung zu geben, den Einzelnen und das Land wieder aufzubauen. Ein Kunstwerk kann ein breites Publikum erreichen.« Tammam Azzam's Freedom-Graffiti zeige dies eindrucksvoll, »Klimts Kuss« (s. Bild) auf zerstörten Mauern erreichte auf digitalem Weg Massen. Regionale Arbeitsschwerpunkte am UNESCO-Lehrstuhl liegen im Mittelmeerraum, im südlichen Afrika und Nordafrika. Promovierende des deutsch-französischen Promotionskollegs »Kulturvermittlung« setzen an diesen Schwerpunkten an. [il]

Geisteswissenschaftler lesen mit Hilfe des Computers riesige Textmengen

Wie Computerlinguisten arbeiten

Computerlinguisten entwickeln Werkzeuge, um journalistische Texte auszuwerten. Statt Einzellektüre durchforsten sie mehrere hunderttausend Artikel seit 1990 zu Krieg und Frieden. Gemeinsam mit Politologen erfassen sie, wie in internationalen Krisen kollektive Identitäten dargestellt werden. Von Isa Lange



Der digitale Wind weht quer durch alle textbasierten Geisteswissenschaften, von Literatur bis Soziologie. Wie gehen Forscher mit den Unmengen an Daten um? Wissenschaftler der Universitäten Stuttgart, Hildesheim und Potsdam nehmen sich nun Zeitungsarchive vor. Dabei untersuchen Politikwissenschaftler, welche kollektive Identitäten – etwa europäische, nationale, religiöse – im Zusammenhang mit internationalen Krisen genannt werden.

Die Computerlinguisten der Hildesheimer Universität sind am Anfang der Kette. »Wir bringen Ordnung in journalistische Textarchive«, sagt Professor Ulrich Heid. Statt einer Einzellektüre gehen sie eine große Datensammlung durch und suchen nach Mustern. Politikwissenschaftler analysieren Texte bisher meist manuell – aufwändig und punktuell. Unterstützt durch computerlinguistische Verfahren sollen die

Pfiffig, intelligent, klug

»Sentiment Analysis« – das ist die automatische Bestimmung von Meinungen in Texten. Wird eine Person, eine Sache oder ein Sachverhalt neutral geschildert oder zusätzlich positiv oder negativ bewertet? Wie liegen Bewertungen auf einer Intensitäts-Skala: was ist stärker, was weniger positiv: pfiffig, intelligent, klug? Um das bestimmen zu können, arbeitet Dr. Josef Ruppenhofer in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt an sprachtechnologischen Methoden und Computerverfahren für Englisch und Deutsch. Wörter alleine genügen oft nicht, um die Bewertung zu bestimmen braucht man auch den Kontext: ein warmes Badezimmer gilt als positiv, warmes Bier meistens nicht. Für Deutsch gibt es noch wenige Hilfsmittel, und das Interesse ist groß, weil zum Beispiel viele Firmen »Opinion Mining« betreiben: sie wollen wissen, wie sich die Menschen in den sozialen Medien über die Firma und ihre Produkte äußern – dafür werden die Ergebnisse des Projekts eine Grundlage sein. Josef Ruppenhofer bereitet in diesem Bereich seine Habilitation am Institut für Informationswissenschaft und Sprachtechnologie der Universität Hildesheim vor und kooperiert im Projekt mit Kollegen an der Universität des Saarlandes.

Fachwissenschaftler nun große Mengen eigenständig bearbeiten können. So können sie zum Beispiel sehr schnell entscheiden, ob ein Artikel zum Thema »Krisen, Krieg, militärische Interventionen« gehört oder nicht. Denn auch in Fußballberichten findet sich viel einschlägiges Vokabular: Da wird geschossen, verteidigt, eine Linie gehalten. Aber wie findet man »Identität« in riesigen Textmengen? »Wir analysieren das Umfeld, nicht einzelne Worte, wir suchen nach Mustern, etwa Formulierungen wie »x zeigte sich erfreut«. Dann rechnen wir zurück, wer spricht, worüber spricht er, wertend oder nicht wertend«, sagt Ulrich Heid. Kollektive Identitäten können ganz unterschiedlich ausgedrückt werden, in journalistischen Texten sind oft Andeutungen und Metaphern enthalten. Typisch sind etwa Ausdrücke wie »Washington kann in dieser Frage nicht über seinen Schatten springen«. »Wir suchen auch versteckte Informationen in Texten. Man muss hinter die Formulierung schauen und tiefer in den Text einsteigen.« Heid nennt ein weiteres Beispiel: Wenn die Bundeskanzlerin von »wir« spricht oder ein Politiker »Wir haben gewonnen« sagt, so kann dahinter viel stecken, »wir« kann die Partei, Europa, das Land oder eine niedersächsische Provinz meinen. Daher betrachten die Linguisten so etwas Spezifisches wie »wir« im Kontext.

Zunächst sammeln die Forscher, welche Zeitungen über Kriege und humanitäre Interventionen seit 1990 geschrieben haben. Sie greifen auf etwa 800.000 Zeitungsartikel europäischer Länder und der USA zurück (Januar 1990 bis Dezember 2012), darunter die FAZ, Süddeutsche Zeitung, Le Monde, The Guardian und die New York Times, unter Lizenz von kommerziellen Zeitungsarchiven. Dabei unterscheiden die Forscher zwischen Kommentaren, Meldungen, Leitartikeln, markieren Dubletten von Nachrichtenagenturen und finden Wege, Fußballberichte mit »Kriegsterminologie« auszusortieren. »Datenmaterial aus verschiedenen Quellen einheitlich aufzubereiten ist komplex«, sagt Fritz Kliche, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Informationswissenschaft und Sprachtechnologie. Die Forscher haben Erfahrung in der Zeitungsanalyse: So hat Heids frühere Arbeitsgruppe in Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für internationales Strafrecht etwa eine halbe Millionen Artikel zum Thema Familientragödien analysiert – auf der Suche nach Tatmustern.

Fachwissenschaftler können die Texte – je nach Forschungsfrage – nach Wörtern und Wortsequenzen durchsuchen. Rückblickend kann man darstellen, was eine Ankündigung auslöst – etwa die Energiewende nach dem Unglück in Fukushima – oder wie sich die Einstellungen zum »arabischen Frühling« verändert haben. Das Bundesforschungsministerium fördert das dreijährige Projekt »eldentity« bis 2015 mit insgesamt 853.000 Euro. Das Verbundprojekt wird von der Universität Stuttgart koordiniert. Die sprachtechnologischen Verfahren kommen bei deutschen, englischen und französischen Texten zum Einsatz.

Thema

Nachgefragt

Anwesenheit im Studium



Beim Campusfest haben Sie mit der Hochschulleitung über die Überprüfung der Anwesenheit im Studium diskutiert. Worum geht's?

Mitstudierende berichten der Studierendenvertretung immer wieder von einer hohen Belastung durch Lehrveranstaltungen und etwa dem Nebenjob, um das Studium zu finanzieren. Besondere Herausforderungen – ein Kind erziehen, eine Krankheit – können eine Anwesenheit im Seminar zusätzlich erschweren.

Wie wird denn die Anwesenheit bisher überprüft?

Meist durch offen ausliegende Listen in Papierform, die in jeder Sitzung unterschrieben werden müssen. Aber die Information, wo ein Studierender sich zu welcher Zeit aufgehalten hat, ist personenbezogen. Auf manchen Listen werden neben dem Namen die Matrikelnummer oder E-Mail-Adresse erfasst. Die Universität ist jedoch gesetzlich verpflichtet »datensparsam« zu arbeiten und nur die Daten zu erheben, die für den jeweiligen Zweck unbedingt notwendig sind.

Können Sie verstehen, dass Lehrende zu Listen greifen?

In welchem Maß ein Lehrangebot mich bildet, hängt nur bedingt mit meiner physischen Anwesenheit in einem Raum zusammen. Ich kann mir vorstellen, dass Lehrende Anwesenheitslisten nutzen ohne dies zu hinterfragen, nur weil es im Institut oder Fachbereich gelebte Praxis ist. Das zeigt auch der Wortbeitrag eines Professors beim »Uni-Schnack«. Im Fachbereich 2 gibt es kaum Listen. Es gibt sicher Ausnahmen, etwa bei Übungen in der Biologie, wenn Präparate untersucht werden. Aber selbst hier gibt es Alternativen. Solche Listen fördern die Distanz zwischen Lehrenden und Lernenden. Ich wünsche mir eine Universität, an der alle Beteiligten so miteinander in Kontakt sind, dass ein offener Austausch über Lehre und Forschung existiert. Das Leitbild der Uni sieht eine Betreuung und Förderung der Studierenden vor. Über Kontrolle von Anwesenheit ist dort nichts zu finden. Aus einem anderen Blickwinkel formuliert: Ich habe in Hildesheim einiges studiert, wofür ich keinen Schein benötigte, was mich aber fachlich und persönlich weitergebracht hat. Gute Lehre mit Offenheit zur Auseinandersetzung motiviert und macht Listen unnötig.

Wie kann man die Sache lösen?

Flexible Lernformen könnten entlasten. Inhalte können auch selbstorganisiert am Schreibtisch oder in der Bibliothek erarbeitet werden. Das Präsidium und die Gremienmitglieder im Senat und in den Fachbereichen sollten die problematische Situation mit den Listen in den Blick nehmen. Der Präsident formuliert bisher Kritik oder Empfehlungen, will sich aber mit Verweis auf die Freiheit der Lehre nicht deutlicher positionieren. Das wäre aber durchaus möglich: Die Universität Osnabrück hat vor vier Jahren Anwesenheitslisten zu führen, außer in Ausnahmefällen, für unzulässig erklärt.

Die Fragen stellte Isa Lange

Johannes Ries, 28 Jahre, studiert im Master Kulturvermittlung und war von 2012 bis 2014 Mitglied des Allgemeinen Studierendenausschuss und von 2013 bis 2014 studentischer Vertreter im Senat

Computerlinguisten entwickeln elektronische Wörterbücher

Elektro statt Papier

Gemeinsam mit Partneruniversitäten in Südafrika und Namibia entwickeln Computerlinguisten der Universität Hildesheim elektronische Wörterbücher.

»Südafrika hat elf offizielle Sprachen, davon neun Bantusprachen. Papierwörterbücher zu drucken lohnt sich für Verlage kaum, weil manche Sprachen weniger als zwei Millionen Sprecher haben. Aber die Verfügbarkeit des Internets wächst rasant. Im südlichen Afrika ist die Mobilfunkdichte ziemlich hoch. Unsere Nachschlagewerke im Internet sollen über Mobiltelefone abrufbar sein. Wir wollen die Vielfalt der Sprachen erhalten und gleichzeitig neue Wege anbieten, um sich verständigen zu können«, sagt Professor Ulrich Heid. Der DAAD und das Bundesforschungsministerium fördern das Forschungsprojekt »Scientific e-Lexicography for Africa« mit 300.000 Euro.

Derzeit entstehen etwa Fachwörterbücher für Studenten der Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität von Südafrika – die Fernuni UNISA zählt etwa 400.000 Studierende, sie kommen aus den entferntesten Winkeln des Landes. »Der Zugang zur Hochschule und die Herkunftssprachen sind eine Hürde: Internationale Fachliteratur ist auf Englisch, und es braucht Fachwörterbücher, die die Begriffe in den anderen südafrikanischen Sprachen erklären und gleichzeitig auch die Fachtermini liefern, so dass man auch auf Sepedi oder Zulu über die Inhalte reden kann.«



In Namibia entstehen Konzepte für Schulwörterbücher, denn es fehlen Bücher, die auf die Kultur und die Muttersprachen der Kinder eingehen. Englisch ist die Staatssprache, aber die meisten Kinder erlernen zu Hause nicht Englisch, sondern eine der 28 weiteren afrikanischen Sprachen wie Khoisan oder Otjherero. »Bisher werden in Namibia britische und amerikanische Wörterbücher genutzt. Diese sind jedoch weder im Sprachgebrauch, noch in der Anbindung an die Kultur angepasst«, sagt der Computerlinguist. Ein Beispiel: Die Vorstellung, wie ein Haus in den Regionen Manchester, New York oder Windhoek aussieht, unterscheidet sich erheblich. Für die 13- bis 17-Jährigen wurde eine Bedarfsanalyse erstellt. Begriffe wie Eisberg, Heizung und Pub sind in ihrer sozialen Umgebung wenig relevant. Dafür fehlen Begriffe, die die namibische Realität ausmachen oder die der englischen Varietät des südlichen Afrika

entstammen, wie zum Beispiel das Wort »robot« für eine Verkehrsampel. Die Forschergruppe will auch lokale Zeitungen durchforsten, um Rohmaterial zu beschaffen und zu untersuchen, welche Begriffe auftauchen.

Bei der Entwicklung der elektronischen Wörterbücher müssen die Forscher entscheiden, welche kulturspezifischen Ausdrücke erfasst und wie die Datenmengen geordnet werden können. Dabei denken die Forscher vor allem an die Nutzer – wie können sie im Online-Wörterbuch Informationen schnell auffinden? Manche grammatikalischen Phänomene der Bantusprachen sind komplex, und der Sprachlerner braucht Hilfestellung beim Textproduzieren. Es gibt zum Beispiel drei Arten um »Er ist« zu sagen, erklärt Ulrich Heid. Ob er Lehrer ist, klug ist oder mit jemandem zusammen ist – das hat Auswirkungen auf die Wortwahl, außerdem fließen verschiedene Zeit-, Verneinungs- und Personalformen ein. »Im Grammatikbuch füllt das 36 Seiten. Wir experimentieren mit einer Art Frage-Antwort-System, das dem Benutzer schrittweise Fragen stellt und ihn zur richtigen Lösung lotst.« Derzeit testen die Computerlinguisten einen Prototyp.

Studierende des Informationsmanagements nehmen an mehrmonatigen Forschungsaufenthalten teil. So hat Kim Schubert kürzlich ihre Abschlussarbeit über Redewendungen im Afrikaans verfasst und den Prototyp eines »Online-Wörterbuchs der Redewendungen« entwickelt. Der Benutzer kann Hilfe beim Verstehen oder beim Textschreiben anfordern, die Geschichte einer Redewendung kennenlernen – er bekommt jeweils die passende Antwort und kein großes Datenpaket. (il)

Schulschwänzen

Was tun, wenn Kinder die Lust am Lernen verlieren?



Etwa 50 % der Schülerinnen und Schüler gaben bei einer Befragung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (2007, 2011) an, im letzten Schulhalbjahr mindestens einen Tag geschwänzt zu haben, etwa 10 % haben mindestens fünf Tage geschwänzt. Beide Zahlen weisen eine steigende Tendenz auf. Nach einer Studie des Instituts für Psychologie der Universität Hildesheim erleben diese Jugendlichen in den Schulen kaum systematische Reaktionen.

Während den Eltern nach Angaben der Schüler der regelmäßige Schulbesuch zu über 96 % sehr wichtig ist, berichten nur 47 % der Schüler, die fünf oder mehr Tage in der Schule geschwänzt haben, über eine schulische Reaktion. Das Institut für Psychologie beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit diesem Thema. Professor Norbert Grewe weist darauf hin, dass die Gründe für das Fernbleiben sehr vielfältig sind: Schulische Misserfolge, Leistungsangst, Mobbing oder schwierige familiäre Verhältnisse. Ein großes Problem ist, dass die Schulen nicht systematisch und differenziert auf die Abwesenheit von Schülern reagieren. Es ist entscheidend eine frühzeitige Unterstützung zu bekommen, um das »Schwänzen« zu stoppen und die zugrundeliegenden Probleme zu lösen. Schon in der Lehrerbildung wird in Hildesheim deshalb der »Absentismus in der Schule« in mehreren Psychologieseminaren thematisiert, um

die angehenden Lehrkräfte auf den Umgang mit diesem gravierenden Problem vorzubereiten, sagt Norbert Grewe.

Es gibt ein positives Beispiel: das »Ampelprojekts«, das im englischen West-Sussex seit mehreren Jahren mit Erfolg durchgeführt wird. Die auftretenden Fehlstunden werden für jeden Schüler dokumentiert und mit einer speziellen Software weiterverarbeitet. Es wird bewusst nicht zwischen entschuldigtem und unentschuldigtem Fehlen unterschieden. Die Initiatoren gehen davon aus, dass auch nach einer längeren Krankheit mit den Schülern ein Gespräch geführt werden sollte, zum Beispiel über Möglichkeiten den versäumten Stoff nachzuholen. Zudem vermeiden sie auf diese Weise, dass die Lehrkraft entscheiden muss, ob eine Entschuldigung glaubwürdig ist oder nicht. Eine »Fallmanagerin« führt die Erstgespräche, sie ist eine ausgebildete Sozialpädagogin und für mehrere Schulen zuständig. Je nach Problemlage werden dann die Möglichkeiten der weiteren, gut ausgebauten schulinternen und externen Unterstützungssysteme genutzt. Schülerinnen und Schüler und Eltern werden regelmäßig über ihre »Fehlstundenstatistik« informiert und in die Vorgehensweisen mit einbezogen. Durch das »Ampelprojekts« werden Schulen schneller auf Problemfälle aufmerksam und können schneller handeln.

Text: Antonia Schreiner

Musikethnologie

Chicagoer Professor: »Hildesheim hat besondere Anziehungskraft«



Um aus ihrer Forschung zu berichten, sind junge Forscher aus der Türkei, Brasilien und Nordamerika nicht nach Berlin oder Köln, sondern nach Norddeutschland gereist. Am Center for World Music der Universität Hildesheim trifft sich einmal im Jahr der musikethnologische Nachwuchs. Knapp 100 hatten sich beworben, 20 erhielten eine Zusage. »Musikethnologen haben direkten Kontakt zur Gesellschaft, beobachten Alltag. Ihnen wird in der Feldforschung sehr bewusst, welche Rolle Musik in der Gesellschaft spielen kann. Sie zeigen in ihren Studien, wie Menschen Musik spielen, um Konflikte zu lösen oder um Kulturerbe zu erhalten«, sagt Thomas Hilder.

Cassio Nobre nutzt das Zusammenkommen, um Kollegen aus anderen Orten der Welt kennen zu lernen. Der brasilianische Doktorand untersucht, welche Maßnahmen wirken, um traditionelle Instrumente zu erhalten, etwa indem sie von professionellen Samba-Spielern wieder in Ensembles eingesetzt werden. Dave Wilson aus Los Angeles zeichnet in der mazedonischen Hauptstadt Skopje Interviews auf. Er fragt Musiker, Komponisten, DJs und das Publikum, welche Rolle Musik in ihrem Leben spielt. »Meine Beobachtungen notiere ich noch spät in der Nacht, um sicherzustellen, dass ich nichts vergesse.« An der Hildesheimer Uni verbringt er einige Tage Forschungsaufenthalt, »um die Arbeiten anderer Wissenschaftler zu entdecken, die in einem ähnlichen Stadium sind, und um vom Erfahrungsreichtum der älteren Forscher zu lernen«. Einer der Gelehrten ist Philip Bohlman, Professor für Musikwissenschaft an der Universität Chicago. Er zieht nach sechs Jahren eine Zwischenbilanz: »Das Spektrum der Forschungsarbeiten ist breiter geworden. Gerade für die jungen Forscher, die aus allen Ecken der Welt kommen, ist der fachliche Austausch wichtig. Das Center for World Music hat eine besondere Anziehungskraft. Statt E-Mails zu schreiben, plaudern wir, darum geht's. Durch die persönlichen Gespräche entsteht ein weltweites Netzwerk von Nachwuchswissenschaftlern.« (il)

Entdeckt: Geschichte der Kindheit

Wortwörtlich

»Die vorliegende Kindheitsgeschichte konzentriert sich auf die europäische Moderne. Ausgangspunkt bildet die These, dass sich in den jeweiligen Diskursen über Kindheit charakteristische Elemente der jeweiligen Epochen der Moderne wie in einem Brennglas spiegeln. Ob das Kind zum Beispiel als »heilig«, als »Künstler« oder als »Turbo-Lerner« und »Unternehmer seiner Selbst« imaginiert und beschrieben wird, hat wesentlich mit den Grundzügen und Themen der jeweiligen Epochen und den dazugehörigen Leitbildern zu tun.«

50 Jahre nach Philippe Ariès bahnbrechender Studie »L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien régime« erzählen Soziologen, Historiker und Erziehungswissenschaftler auf 500 Seiten die Geschichte der Kindheit noch einmal. Der Leser taucht ein, etwa in die bürgerliche, die verwissenschaftlichte, die wohlfahrtsstaatliche, die transnationale Kindheit, das Aufwachsen in sozialen Bewegungen und Großstädten und nationalsozialistischen Konzentrationslagern (ein Beitrag der Hildesheimer Doktorandin Wiebke Hiemesch).

Entdeckt:

Meike Sophia Baader, Florian Eßer, Wolfgang Schröer (Hg.):
Kindheiten in der Moderne.
Eine Geschichte der Sorge
2014, 514 Seiten, Campus-Verlag

»Es gab Kinder, die zwischen mehr oder minder befristeten Aufgaben (Zeitungsjungen, Schuhputzer, Botenjungen), kriminellen oder semikriminellen Aktivitäten (Taschendiebstahl, oder Beschäftigungen im Bereich Varieté und Bordellen) und Betteln hin- und herwechselten. Im Untergrund existierte eine informelle urbane Wirtschaft, die scheinbar völlig jenseits der Aufsicht durch Eltern und die Gesellschaft lag. Einige dieser Kinder besuchten eine Schule und manche hatten sogar einen überdachten Schlafplatz, doch dauerte es bis weit in das 20. Jahrhundert hinein, bis in größerem Umfang freiwillige und öffentliche Aktionen organisiert wurden, um gegen die soziale Verwundbarkeit dieser Kinder anzugehen.

Tatsächlich war es um 1900 in europäischen Städten en vogue, die Straßen der Stadt als eine Art Schule zu begreifen, als natürliche Heimat für Kinder aus der Arbeiterklasse. Pädagogen und Journalisten entdeckten, dass Kinder auf der Straße Dinge lernten, die ihnen keine Schule beibringen konnte. Der Berliner Fotograf Willy Römer porträtierte ihre physische Präsenz, ihre Körperlichkeit und Aufmerksamkeit, den Zusammenhalt und die Überlebenskompetenz. Die Kinder waren überall und sahen und wussten alles, was in ihrer direkten Umgebung geschah.«

(Hakan Forsell, Seite 190ff)

»Reflexive Kindheit wird durch eine Institutionalisierung der Lebensphase Kindheit bestimmt, die unter anderem in einem Zuwachs an Bildungs- und Freizeitinstitutionen gründet und von Professionalisierungsprozessen der zuständigen Fachkräfte flankiert wird. In den 1970er-Jahren bildete sich verstärkt eine eigene Kinderkultur im öffentlichen Raum – etwa in Form von Spielplätzen, Kindertheatern und Kinderzentren – heraus. Es entstanden jugendkulturelle Räume, die primär geschlechtergemischt waren. Elterninitiativen protestierten gegen autozentrierte Innenstädte, forderten Spiel- statt Parkplätze und versuchten so, den städtischen Raum für Kinder attraktiver zu gestalten. Die neue Selbstständigkeit der Kinder wurde für immer mehr Eltern zum wichtigsten Erziehungsziel.

Reflexive Kindheit schließt eine Stärkung der Rechtsposition von Kindern ein und den Abbau eines stark hierarchisch konzipierten Generationenverhältnisses. Die Ablösung der »elterlichen Gewalt« durch die »elterliche Sorge« im Familienrecht ab 1980 sowie die Durchsetzung eines Rechts auf »gewaltfreie Erziehung« im Jahre 2000 bringen dies exemplarisch zum Ausdruck. Die Stärkung der Rechtspositionen von Frauen und Kindern seit den 1970er-Jahren verändert die Generationen-, Geschlechter- und Familienverhältnisse fundamental. Die Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung führt schließlich zur Möglichkeit der Planung von Kindern bzw. zur Frage »Kinder oder keine und wann?« (Meike Baader, Seite 414 ff)

»Wir finden vielfältige Initiativen, Politiken und Märkte, die gerechtere oder erfülltere Kindheiten versprechen. Seit vielen Jahren wird der grenzüberschreitende Aktionsradius von Kindern in ganz unterschiedlichen Kontexten beschrieben, die sogenannte Zirkulation von Kindern in Afrika und Lateinamerika, Migrationsbewegungen arbeitender Kinder und Kinderflüchtlinge. Reisende Kinder von Diplomaten oder Geschäftsleuten werden als kleine Weltbürger bezeichnet. Kinder, die zum Beispiel nationale Grenzen überschreiten, um zu arbeiten oder zu flüchten, bezeichnet man dagegen weniger als Weltbürger, sondern eher als Opfer ihrer Lebensumstände. Je nach Alter und Lebensweise werden sie zuweilen auch als Gefahr für die nationale öffentliche Sicherheit wahrgenommen. Mädchen in einem Heim einer kolumbianischen Grenzstadt nennen Gesundheit, Arbeit und Schulbildung als die wesentlichen Bestandteile einer »guten Kindheit«. Der Großteil der Mädchen kommt aus den umliegenden Dörfern nahe der Grenze. Einige habe

Ein Buch zum Entdecken?
Wie viele Seiten und welche Themen wohl täglich an der Universität Hildesheim verfasst werden? Die neue Serie »Wortwörtlich« gibt Einblicke in wissenschaftliche Publikationen der Forscherinnen und Forscher. Auch etwas gelesen oder geschrieben? Senden Sie Ihre Vorschläge an Isa Lange: presse@uni-hildesheim.de

in fremden Haushalten oder auf der Straße gearbeitet und bezeichnen sich selbst nicht als Kinder: »Wir machen nicht das was Kinder machen. Also spielen und so.« Mädchen, die als Prostituierte in der Grenzregion arbeiteten haben ihre Kindheit mit dem ersten sexuellen Kontakt für beendet erklärt. Zweifelsohne bedeutet Kindheit heute für eine Mehrheit der Kinder weltweit »Schulkindheit« – wenn auch für einen unterschiedlichen Zeitraum. Auch lebt die Mehrheit der Kinder weltweit in Familien, wobei die Definition dessen, was Familie bedeutet, sehr unterschiedlich ist. Darüber hinaus ist Kindheit in vielen Teilen der Erde aber auch Arbeitskindheit, Kriegskindheit und insgesamt »eine gesundheitsgefährdende Lebensphase.« (Nicole Himmelsbach, Wolfgang Schröer, Seite 492ff)

»1890 beschrieb ein Leipziger Pädagoge mehr als 300 »Kinderfehler« – die Liste reichte von »Ängstlichkeit« über »Denkfaul« bis hin zu »Zwangshandlungen«. Die Idee, die kindliche Natur ergründen zu wollen, löste eine rege Forschungstätigkeit aus, die bis heute nie wirklich abebben sollte. Die Geschichte der Verwissenschaftlichung von Kindheit handelt von der Child Study, die, von Nordamerika ausgehend, den europäischen Kontinent erreichte und ein immenses Forschungsinteresse rund um die Natur des Kindes auslöste. Forschungseinrichtungen, Vereine und Organisationen wurden gegründet, so besuchten etwa 700 Teilnehmer den Kongress für Kinderforschung und Jugendfürsorge 1907 in Berlin.

Väter aus dem bürgerlichen Milieu hielten in Journalen fest, wie ihre Kinder in körperlicher, geistiger und moralischer Hinsicht Fortschritte machten. In fertig zu kaufenden Kindertagebüchern sollten Eltern anhand vorgegebener Beobachtungskategorien systematisch die »Fortschritte« ihrer Kinder vermerken. Schülerinnen und Schüler mussten ständig beobachtet und auf der Grundlage von Verfahren der Notengebung bewertet werden. Intelligenzmessungsverfahren kamen dem Bedürfnis der Lehrerinnen und Lehrer entgegen, Ursachen für die Leistungsunterschiede zwischen den Kindern zu finden. Mit Hilfe des wissenschaftlichen Wissens ließen sich der Grad der Gesundheit, Intelligenz und Kompetenz jedes einzelnen Kindes bestimmen. Die Verfeinerung von Instrumenten führten zu flächendeckenden Messungen an Kindern. Im Hier und Jetzt ließ sich prognostizieren, was aus den Kindern morgen werden würde.« (Florian Eßer, Seite 124ff)

Wenn Unternehmen zusammenarbeiten: Wirtschaftsinformatiker entwickeln Informationssysteme

Wer wann was weiß



Die Masse an Informationen ist hoch, wenn Unternehmen zusammenarbeiten. Etwa beim Bau und Betrieb von Gebäuden oder im Maschinenbau. Doch an der Weitergabe von Informationen hakt es häufig. Wirtschaftsinformatiker arbeiten an Lösungen.

»Lebenszyklus« nennt Erik Kolek das, was ein Gebäude so durchmacht über die Jahre. Von der Planung über den Bau, die Nutzung und Wartung bis zum Rückbau. An so einem Gebäudeleben wirken viele Menschen mit; Architekten, Bauunternehmer, Gebäudetechniker, Energieexperten. »Damit Zusammenarbeit zwischen den Berufsgruppen gelingt, muss die richtige Information zur passenden Zeit am richtigen Ort sein«, sagt Erik Kolek, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Arbeitsgruppe »Informations-

systeme und Unternehmensmodellierung« der Universität Hildesheim. Die Forschergruppe um Ralf Knackstedt, Professor für Wirtschaftsinformatik, geht der Frage nach, wie Unternehmen Sach- und Dienstleistungen kombinieren und dabei effektiv zusammenarbeiten können. »Häufig herrscht keine Einigkeit und Transparenz darüber, welche Informationen von den einzelnen Akteuren im Laufe der Zusammenarbeit zur Verfügung gestellt werden müssen«, sagt Ralf Knackstedt.

Die Wirtschaftsinformatiker entwickeln nun Lösungswege, um Kooperationsprobleme in Wertschöpfungsnetzwerken zu vermeiden. Beteiligte müssen wissen, wo Aufgaben, Kompetenzen und Grenzen des jeweils anderen liegen. Erik Kolek geht dabei der Frage nach, wie man Zusammenarbeit visuell »erfahrbar machen kann«. »Eine Kooperation kann als Fließtext oder in grafischer Form dargestellt werden. Ziel ist es, die Akteure und Kooperationsprozesse abzubilden. Wir entwickeln ein Werkzeug, das noch während der Planung die Zusammenarbeit simuliert und somit greifbar macht.« Die Forscher achten auch auf das, was im »Back Office« der Unternehmensnetzwerke abläuft. Hier entwickelt man gemeinsam Produkte,

sucht nach Kunden, prognostiziert den Absatz. An einem Prototyp für computergestützte unternehmensübergreifende Informationssysteme arbeitet Matthias Strotmeier.

Ein Dienstleister für Facility Management, ein Landmaschinenhersteller für selbstfahrende Erntemaschinen und die Verwaltung des Kreises Coesfeld werden zum Feldlabor. In Nordrhein-Westfalen untersuchen die Wirtschaftsinformatiker, wie sich der nachhaltige Bau und Betrieb von Gebäuden besser verzahnen lassen und wie technische Produkte mit Serviceleistungen verbunden werden können, etwa mit der komplexen Wartung von Maschinen. Sie führen Experteninterviews mit den beteiligten Unternehmen wie Bilfinger und Claas. »Dabei wird deutlich: Um die Geschäftsprozesse aufeinander abzustimmen, sollte die Darstellungsform möglichst leicht verständlich sein. Es geht darum, nachvollziehbar zu machen, wann wer welche Aufgabe in der Kooperation zu übernehmen hat«, sagt Ralf Knackstedt. Zu den Projektbeteiligten gehören die Universitäten Hildesheim und Münster sowie die Fachhochschule Münster.

Das Bundesforschungsministerium fördert das Forschungsprojekt »Cooperation Experience« bis Ende 2015. Dabei entsteht ein Prototyp, der für die Abstimmung von gemeinsamen Projekten und Projektablaufen genutzt werden kann. So sollen mögliche Mängel im Informationsaustausch aufgedeckt werden. (il)

Studienstart

Ankommen

»Eins nach dem anderen«, sagt die Studienberaterin Dinda Fatah. Bewerben, umziehen, sich umsehen auf dem Campus – der Übergang ins Studium ist eine aufregende Lebensphase und die Universität Hildesheim möchte diesen Einstieg erleichtern.

Studierende aus höheren Semestern (Tutoren) begleiten Studienanfänger. Die Einführungswoche im Oktober ist voller Initiativen (alle Infos in einer Broschüre: www.uni-hildesheim.de/zsb). So geben Studierende der Szenischen Künste einen Einblick, wie die szenische Praxis in den kulturwissenschaftlichen Studiengängen aussieht. Umgekehrt sind sie neugierig, welche Erfahrungen die Neankömmlinge im Hauptfach Theater haben. Studierende von »Flossi« helfen bei der Auswahl und Installation freier Software, können in kaputten Betriebssystemen noch Daten retten und versorgen Studierende mit Datenschutztips. Bruchrechnung und binomische Formeln: Bei vielen Abiturienten fehlen mathematische Grundfertigkeiten. Was tun? Studierende aus Wirtschaftsinformatik, Informationstechnologie und Lehramt erhalten im ersten Studienjahr besondere Unterstützung in Vorkursen, Übungen und Beratungsgesprächen. Ob eine Hausarbeit oder ein Referat: Das Lesen und Verfassen von wissenschaftlichen Texten gehört zu den Kernaufgaben im Studium. Das Lese- und Schreibzentrum unterstützt Studienanfänger aller Fächer, Schreibprozesse zu reflektieren. Die Bibliothek bietet fachbezogene Führungen und Schulungen für effektiven Informationsrecherche an. Studierende mit Kindern erhalten Einblicke in die Kinderbetreuung »Flexi«. Interessierte Eltern und Angehörige der Studienanfänger können Hildesheim beim »Elterntag« kennen lernen, in Campus- und Stadtführungen, mit Festvortrag, Mensa- und Theaterbesuch. Einen Überblick über Stipendienprogramme der Uni Hildesheim – für besondere Leistungen und gesellschaftliches Engagement – gibt es online: www.uni-hildesheim.de/studienfinanzierung. »Nehmen Sie unsere Unterstützung an, die Stipendien, die Angebote des Lese- und Schreibzentrums und die Beratung für Auslandsaufenthalte«, sagt Universitätspräsident Prof. Wolfgang-Uwe Friedrich und heißt alle Studienanfänger herzlich willkommen. Im Neubau am Universitätsplatz 1 – so die neue Adresse – entstehen ein Hörsaal, Seminar- und Arbeitsräume für Studierende.

Gleichalt und Anker im Alltag
Die »Anker-Peers« bieten kostenlose und vertrauliche Beratung an. Für Studienanfänger werden die studentischen Berater so zu »Ankern« im Uni-Alltag. Sie kennen Unterstützungsprogramme und können darauf verweisen, etwa auf Bafög- und psychosoziale Beratung, Hilfe bei Prüfungsangst oder wissenschaftlichem Arbeiten. Die geschulten Teams gehen auch in Schulen und Jugendzentren und beschreiben dort den Studienalltag. »Der geringe Altersunterschied und die Tatsache, dass wir selbst Studierende sind, helfen, um offen über das Thema Studium sprechen zu können«, sagt Lisa Bödecker.
www.uni-hildesheim.de/ankerpeers

Abfahren
Wann und wie man einen Auslandsaufenthalt in das Studium integrieren kann – das Team des International Office berät Studierende, wo es hingehen kann und wie man den Aufenthalt plant und finanziert. Etwa 170 Partnerhochschulen gehören zum Netzwerk. Türkisch, Schwedisch, Polnisch, Chinesisch: Das »Sprachenforum« bietet Sprachkurse auf unterschiedlichen Niveaustufen. Hildesheimer Studierende betreuen wiederum als »Buddy« ausländische Studierende aus Afghanistan, Frankreich, Madagaskar oder Tadschikistan, um ihnen das Ankommen in Deutschland zu erleichtern. Partnerunis, Förderprogramme, Erfahrungsberichte:
www.uni-hildesheim.de/io



Thema

Wege in die Wissenschaft: Unspezifisch, unverbindlich

Eine Studie der Universität Hildesheim zeigt: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden in der Postdoc-Phase, also der Zeit nach der Promotion, überwiegend unspezifisch und unverbindlich gefördert.

Wie Wissenschaftsorganisationen »Postdocs« in ihrer beruflichen und wissenschaftlichen Laufbahn nach der abgeschlossenen Promotion unterstützen, das untersucht eine Hildesheimer Forschergruppe. Sie haben bundesweit und fächerübergreifend 600 Frauen und Männer in der Zeit nach der Promotion – der Postdoc-Phase – befragt. In einer repräsentativen Stichprobe wurden 365 Internetseiten deutscher Universitäten, Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen analysiert. »Wir haben die Internetseiten nach Stichworten wie »Postdoc«, »wissenschaftlicher Nachwuchs«, »Gender« und »Diversity« unter Menüpunkten wie »Forschung«, »Personal«, »Weiterbildung«, »Gleichstellungsbüro«, durchforstet und außerdem über Google gesucht«, sagt Svea Korff, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Chancengleichheit in der Postdoc-Phase in Deutschland«. Das Bundesforschungsministerium und die EU fördern das Projekt. Ergebnisse sollen auf einer Abschlusskonferenz im Februar 2015 vorgestellt werden. Bislang lagen nur Einzeluntersuchungen vor, ein Gesamtüberblick zur Förderlandschaft fehlte hingegen.

Erste Ergebnisse der Studie zeigen: Angebote für Postdocs gibt es an nahezu allen untersuchten Universitäten (37 Universitäten mit 247 Förderprogrammen) und außeruniversitären Forschungseinrichtungen (4 externe Forschungseinrichtungen mit 19 Programmen). An den Fachhochschulen fanden die Forscher nur in knapp 9% der Fälle Angebote. Die untersuchten Universitäten fördern Postdocs meist in Form von Informationen (55,1%) und finanzieller Unterstützung (36,4%). Knapp zwei Drittel der Programme richten sich an alle interessierten Postdocs, ganz unabhängig von deren Geschlecht oder anderen kategorisierenden Merkmalen, ein Viertel richten sich explizit an Wissenschaftlerinnen. Kein Programm in der Stichprobe ist ausschließlich für Männer als Zielgruppe ausgeschrieben. 8% der Förderprogramme richten ihren Fokus ausdrücklich auf Diversity und sprechen vor allem ausländische Postdocs an. »Die Postdoc-Phase ist überwiegend ein Karriereweg, bei dem Eigeninitiative gefordert ist, um sich gezielt Informationen und finanzielle Unterstützung zu beschaffen. Wissenschaftseinrichtungen sollten nachvollziehbar erklären, für wen ihre Programme bestimmt sind und was sie anbieten«, sagt Svea Korff, die ihre Prromotion über Abbruchgedanken von Promovierenden schreibt.

Die Forschergruppe befragt derzeit bundesweit Postdocs, wie ihre berufliche und persönliche Entwicklung verläuft, welche Anreize sie motivieren im Hochschulsystem zu arbeiten und wo Gründe für den Ausstieg aus der Wissenschaft liegen. Erste Auswertungen zeigen, dass die Postdoc-Phase kaum eine gesicherte berufliche Laufbahnperspektive bietet: In ihr spitzt sich der Wettbewerb in der Wissenschaftsgesellschaft derart zu, dass er für viele sehr gut qualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unattraktiv wird. Zudem bietet das deutsche Wissenschaftssystem zu wenige Karriereoptionen jenseits der Professur, was auch in einer Erklärung des Wissenschaftsrates vom Juli 2014 moniert wird. Mehr online: www.hochschuleundbildung.de. [il]

Engagement

»Es spielt keine Rolle, in welchem Semester man ist«



Manche fangen gar nicht an, sich hochschulpolitisch zu engagieren. Eine vertane Chance, denn wer sich längerfristig im Hochschulalltag einbringt, erhält Einblicke hinter die Kulissen und kann etwas bewirken, meint Max Engelking vom Studierendenparlament. Er studiert Geographie und Mathematik und ist studentischer Vertreter in mehreren Uni-Gremien.

ASStA – hinter dem Kürzel steckt der Allgemeine Studierenden-ausschuss, der studentische Anliegen vertritt. Es gibt mehrere Referate und Projektstellen, von Hochschulpolitik über Soziales bis zu IT Hardware. Wer beim »Campusradio« mitwirkt, ist für die Redaktion und Moderation verantwortlich. In der »Sozialberatung« ist man studentischer Ansprechpartner für Studierende die Diskriminierung erfahren oder Probleme mit dem BAföG haben. »Es spielt keine Rolle, in welchem Semester man ist. Wichtig ist nur, dass man sich engagieren und Verantwortung übernehmen möchte«, sagt Max Engelking. »Man erweitert seine Kompetenzen zum Beispiel im Bereich Teamwork. Durch das Engagement kann man den Hochschulalltag verbessern.« Der ASStA hat sich etwa die Internetverbindung an der Uni vorgenommen. »Zuletzt gab es den Aufruf, via SMS oder Liste Probleme mit dem W-Lan zu melden. Man kann ganz konkret etwas tun.« [il]

Junge Regie

Recherche im Tagebau und in verlassenen Dörfern

Der deutschsprachige Regienachwuchs kommt aus Hildesheim: Im »Körper Studio Junge Regie« ist die Produktion »Stappengesänge« in diesem Jahr erfolgreich.

Es handelt sich um den wichtigsten Preis für junge Regisseure und Regieschulen in Deutschland, sagt Theaterprofessor Jens Roselt. Die Regisseurinnen und Regisseure – Adele Dittrich Frydetski, Kristina Dreit, Marten Flegel, Anna Froelicher, Felix Worpberg und Charlotte Grief – berichten von einer Reise durch ein untergehendes Land und arbeiten mit dokumentarischem Material, bauen Reise-Diavorträge in ihr Stück ein. Sie studieren am Institut für Medien, Theater und Populäre Kultur der Universität Hildesheim und erhalten von der Körper-Stiftung 10.000 Euro Produktionskostenzuschuss, um eine neue Regiearbeit zu entwickeln.

Wie anfangen? Ins Auto setzen und losfahren. Für »Stappengesänge« haben sich die Studierenden auf eine Recherchereise in die Lausitz begeben, Braunkohletagebau, ein Wolfsmuseum und leerstehende Dörfer aufgesucht. »Wir sind sehr viel mit dem Auto durch die Landschaften gefahren, durch große Waldgebiete oder zu Aussichtspunkten im Tagebau«, sagt Marten Flegel. Atmosphäre aufsaugen. Typisch für Hildesheim – die Inszenierung »wurde im Kollektiv erarbeitet und wird gemeinsam aufgeführt«, sagt Jens Roselt. Die Arbeit zeichne sich durch den »klugen und sinnlichen Umgang mit der Erwartung des Publikums« aus. So ändert sich die Bühnenanordnung, die Bühne wird zur Steppe auf der sich die Zuschauer versammeln. Es sei ungewiss, wie sich das Publikum zur angebotenen Situation verhält, sagt Marten Flegel. »Das bleibt bei der Probenarbeit immer vage.« Den Grundstein für die Arbeit im Kollektiv haben die Studierenden im kulturwissenschaftlichen Projektsemester vor zwei Jahren gelegt, das Publikum saß damals in einem selbstgebauten Flug-

Kulturjournalist berichtet über Bibliotheken

Vom Rand zum Dauerbrenner: Henning Bleyl berichtet über die Entwicklung der Bibliotheken in Norddeutschland – von Etatkürzungen der Länder und Kommunen über Kulturwandel und Demographie bis hin zu Architekturfragen. Dafür erhält er den »Publizistenpreis der deutschen Bibliotheken«. »Geschrieben mit lockerer Ironie, weiten Spannungsbögen und scharfen Pointen«, seien seine Texte »voller Empathie für die Mitarbeiter und die Nutzer, aber auch geprägt von kritischer Distanz«, so die Jury.

Bibliotheken sind »besondere Alltags-Orte« und »bieten die Möglichkeit, intensiv ganz individuelle Interessens-Spuren zu verfolgen – im gemeinschaftlichen Raum«, sagt Bleyl. Er ist Kulturredakteur der taz.nord und Kulturwissenschaftsabsolvent der Universität Hildesheim. Längst abgelaufene Leseausweise wirft er nicht weg – der kleine Stapel an abgewetzten Plastikkärtchen ist »Symbol für umfangreiche Teilhabe-Möglichkeiten und Ausdruck meiner Bibliotheks-Biographie«. [il]

Gebärdensprache

Mit Händen und Füßen



Mimik, Gestik und das Mundbild zu kombinieren, ist kompliziert, sagt die Studentin Maria Wünsche. Wie man die Gebärdensprache lernt, hat Antonia Schreiner beobachtet.



zeug im Park der mittelalterlichen Domäne Marienburg. »Nicht nur im Theaterbereich, sondern auch Medien, Popkultur, Musik, Technik, zu studieren, prägt unsere Produktionen – jeder bringt seine Zugänge ein. Der Text läuft im besten Fall durch alle Hände«, beschreibt Marten Flegel das Rotationsprinzip und die fortlaufende Bearbeitung. In der nächsten Produktion widmet sich die Gruppe der Liebe – als Fürsorge, Pflege und Freundschaft, sagt Marten Flegel. »Wir setzen an der aktuellen Debatte um Care-Berufe an und fragen nach dem gesellschaftlichen Stellenwert von Pflegeberufen.« [il]

WG GRÜNDEN? WOHNUNG GESUCHT?

WG-fähige Wohnungen für Studierende zum Anmieten

Figura Gebäude-Service Telefon: 05121.1777 199
Herr Figura / Frau Quäker 0177.4363 193
Küchenthalstraße 72 E-Mail: Info@figura-gs.com
31139 Hildesheim Internet: www.figura-gs.com

Impressum

Herausgeber
Stiftung Universität Hildesheim
Der Präsident
Marienburger Platz 22 | 31 141 Hildesheim

Redaktionsleitung: Isa Lange [il], Mitarbeit: Antonia Schreiner
Layout & Gestaltung: Ulrike Franzki, Bernward Medien GmbH

Fotos: I. Lange, Körper-Stiftung, Krafft Angerer, A. Schreiner,
Campus-Verlag, Tammam Azzam, C. Gossmann, photocase:
stefan m., DerGrafischer

Druck: Schäfer, Sarstedt

Redaktionsschluss: 5.08.14

www.uni-hildesheim.de



Wer ist die Dolmetscherin, wer die gehörlose Lehrerin?, frage ich mich, als ich den Raum betrete. Seit drei Monaten lernen etwa zwei Dutzend Studentinnen und Studenten die Gebärdensprache – heute bin ich dabei. Es ist still und jeder konzentriert sich auf Mimik, Gestik und Mundbewegungen. Ob sie denn schon mal schmunzeln müsse, wenn sie die Studierenden beobachtet. Dana Apel leitet den Kurs und ist selbst gehörlos. Sie lacht: »Oftmals – zum Beispiel, wenn jemand zum Zeige- statt zum Mittelfinger greift, um »Stadtmitte« zu gebärden. Oder bei den Zahlen: Die Studierenden wollten »acht« sagen, aber ihre Finger zeigen nur sieben.«

Eigentlich sei es ähnlich wie in jedem anderen Sprachkurs. Nur muss man »mehr umdenken, besonders bei der Grammatik und beim Satzbau«, sagt Maria Wünsche. Ob es anstrengend ist, die volle Unterrichtszeit still zu sein? Die Studentin erklärt, das ist eine Bedingung – nicht sprechen, auch nicht untereinander. »Man kommt aber schnell rein und ich merke hinterher, wenn wir die Stühle und Tische gerade rücken, wie laut es auf einmal ist, da wir ja zweieinhalb Stunden nichts gesagt haben. Es ist so, als würde man eine neue Fremdsprache lernen, nur dass man stetig den Blickkontakt halten muss, da dir sonst wichtige Informationen fehlen«, sagt die angehende Medienübersetzerin, die später einmal mit Gehörlosen zusammenarbeiten und zum Beispiel Theater übertiteln möchte. Dana Apel stimmt zu: »Gehörlose brauchen den Blickkontakt. Das ist bei Hörenden anders, da man sie von hinten ansprechen kann. Allerdings können Gebärdende sitzen bleiben und sich auch von ganz weitem unterhalten.«

In diesem Jahr sind Studierende aus den Studiengängen »Medientext und Medienübersetzung«, »Internationales Informationsmanagement«, »Internationale Kommunikation und Übersetzen« sowie »Sozial- und Organisationspädagogik« dabei. Für die angehenden Medienübersetzer ist der wöchentliche Gebärdensprachkurs Teil des Schwerpunkts »Barrierefreie Kommunikation«. Auch Lehramtsstudierende können teilnehmen.